

Jenas Oberbürgermeister Albrecht Schröter wurde bekannt als Neonazi-Gegner. Ausgerechnet ihm wird nun Antisemitismus vorgeworfen VON ANNE HÄHNIG

»Soll ich den Mund halten?«

Der Theologe Albrecht Schröter ist seit 2006 Oberbürgermeister von Jena

Es gibt Schlagzeilen, die glaubt man nicht: Die liest man und fragt sich, wie lange es dauert, ehe die Richtigstellung kommt. Solch eine Schlagzeile stand vor einigen Wochen in den Thüringer Regionalzeitungen. *Jenaer Oberbürgermeister begünstigt Antisemitismus.*

Jenas Oberbürgermeister heißt Albrecht Schröter und ist einer der engagiertesten Neonazi-Gegner des Landes. Der 60-Jährige, Mitglied der SPD, ruft seine Bürger häufig zu Demonstrationen gegen Rechtsextreme auf, unterstützt sogar Sitzblockaden. Die taz nannte ihn, den Wendepfarrer, einen »Blockade-Prediger«, der werktags Jena regiere und an Wochenenden Rechtsextreme aufhalte. Schröter ist ein Mann für die erste Reihe, auch auf Demos. Vor vier Jahren bekam er den »Preis für Zivilcourage gegen Rechtsradikalismus, Antisemitismus und Rassismus« von der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und dem Förderkreis »Denkmal für die ermordeten Juden Europas«.

Undenkbar, eigentlich, dass über diesen Albrecht Schröter geschrieben wird, er begünstige Antisemitismus. Es erschien aber keine Richtigstellung zu der Meldung. Die Debatte darum brodelt immer noch.

Ausgelöst wurde sie am 17. September von einer Nachricht der Deutschen Presse-Agentur: »Jenas Oberbürgermeister Albrecht Schröter (SPD) hat die Außenpolitik der USA und Deutschlands für die Flüchtlingskrise mitverantwortlich gemacht«, steht darin. Deutschland müsse seine Rolle im Nahostkonflikt ändern, wird Schröter zitiert, es müsse aus seiner »vornehmen Zurückhaltung gegenüber Israel als Besatzerstaat heraustreten«. Rumm! Israel sei mitschuldig an der Flüchtlingskrise? So klang das. War es lediglich ein Ausrutscher, hatte Schröter sich verheddert, versehentlich im Ton vergriffen? Fehlte es ihm kurz an Konzentration, an der nötigen Sensibilität? Die Sache ist komplizierter.

Seine Aussagen, die Schröter nun in Erklärungsnot bringen, gründen nicht auf Naivität. Es wirkt so, als habe er eine Besessenheit entwickelt. So merkwürdig das klingt: Der Bürgermeister von Jena will sich in die deutsche Israel-Politik einmischen. Aber bei dem Versuch, die Politik der Diplomaten zu verändern, ist er offenbar selbst undiplomatisch geworden.

»Ich bin froh, dass Sie mit mir über das Thema reden«, sagt Schröter am vorigen Montag. Er empfängt zum Interview im Büro und ist so freundlich-zuvorkommend, wie man sich einen Politiker nur vorstellen kann. Schröter – klein, schlank, struppige Haare – kommt ohne Herrschaftsgesten aus. Er hockt auf seiner Stuhlkante, drückt die Knie zusammen, faltet die Hände. Ein Journalist habe seine Sätze im falschen Kontext wiedergegeben, sagt er. »Ich möchte gern richtigstellen, was von meinen Aussagen hängen geblieben ist. Israel ist für die aktuelle Flüchtlingssituation natürlich nicht verantwortlich. Es tut mir leid, dass das so aufgefasst wurde.« Hier könnte das Interview enden.

Es war aber nicht das erste Mal, dass Schröter in einem missverständlichen Zusammenhang Israel für seine Siedlungspolitik kritisierte – und dabei einen mindestens schrägen Ton anschlug. 2012 unterschrieb er einen Aufruf der katholischen Organisation Pax Christi, die sich dafür einsetzte, Lebensmittel aus besetzten palästinensischen Gebieten eigens zu kennzeichnen. Schon damals kritisierten ihn jüdische Verbände. Thüringens Linken-Chef Bodo Ramelow, heute Premier, vermittelte ein Gespräch zwischen Schröter und Reinhard Schramm, dem Vorsitzenden der Jüdischen Landesgemeinde. Bei dem Treffen stellte Schröter klar, dass er keinesfalls einen generellen Boykott jüdischer Waren befürworte.

Heute, nachdem Schröter vom »Besatzerstaat« Israel gesprochen hat, will offenbar keiner mehr vermitteln; nicht einmal Parteifreunde nehmen ihn in Schutz. Schröters Äußerung entspreche nicht der Politik seiner Partei, erklärte Thüringens SPD-Chef Andreas Bausewein. »Empört« zeigten sich die Jenaer Jusos. Reinhard Schramm von der Jüdischen Landesgemeinde warf Schröter vor, ein uraltes Klischee zu bedienen: Die Juden seien schuld. Und Bodo Ramelow sagte in einem Interview kurz vor seiner Israel-Reise (siehe Texte rechts): »Wie man von der angeblich islamfeindlichen US-Politik über die Flüchtlinge auf Israel kommt, kann ich nicht begreifen.«

In Thüringen stimmt, laut einer Studie der Uni Jena, jeder achte Bürger der Behauptung zu, dass Juden »etwas Besonderes und Eigentümliches« an sich hätten, sie passten »nicht so recht zu uns«. Es wäre naheliegend, sich als Kommunalpolitiker darauf zu konzentrieren, den hiesigen Antisemitismus zu bekämpfen. Ihn zumindest nicht zu befeuern mit einer Israel-Kritik, die bisweilen so missverständlich klingt, dass man sie hinterher umständlich wieder einfangen muss.

Der Sachse Gunter Weißgerber, langjähriges Bundestagsmitglied der SPD, fragte Schröter in einem offenen Brief: »Ist es das verdammte antisemitische Erbe aus zwei Diktaturen, das auch dich geschädigt zu haben scheint?« Und in E-Mails wurde der Jenaer OB zuletzt als »fucking Neonazi« beschimpft, als »Adolf im Rathaus«. Verkehrte Welt. Bislang wurde Schröter von Neonazis beschimpft – nicht als ein solcher.

Es gibt Vorwürfe, die einen Menschen so empören, dass er nicht umhinkommt, aus seinem Leben zu erzählen, um sich zu erklären. Albrecht Schröter ist an diesem Punkt angelangt, er möchte von seiner eigenen

Wandlung erzählen: »Ich komme aus einem christlichen Elternhaus mit einer absolut projüdischen Haltung. In den siebziger Jahren habe ich mir von Verwandten – übrigens auch jüdischen – Bücher über Israel besorgt, habe alles aufgesogen, habe in der DDR Vorträge zu dem Thema gehalten. Ich habe dieses Wunder beschrieben, dass Juden ihren eigenen Staat aufbauen. Sie hätten keinen glühenderen Zionisten erleben können als mich.«

1993 sei er nach Israel gereist, habe Jerusalem gesehen, den See Genezareth. Er sei begeistert gewesen. »Dann kamen wir nach Bethlehem«, sagt Schröter. Dort habe ein Pfarrer erzählt, dass dies kein lebenswerter Ort für viele christliche Palästinenser mehr sei. Dass Schikanen der Israelis zum Alltag gehörten. »Damals habe ich angefangen, auch die andere Seite wahrzunehmen«, sagt Schröter. Seitdem sei er mehr als 20 Mal nach Israel und Palästina gereist. Im August 2015, Schröter urlaubte gerade in Kroatien, erreichte ihn per E-Mail eine »urgent message«, wie in der Betreffzeile stand. Sie kam vom Bürgermeister von Beit Dschala, Jenas palästinensischer Partnerstadt. Die Israelis, schrieb der Mann, bauten eine Mauer durch diese Stadt, sie enteignet das Land von 58 christlichen Palästinenser-Familien. »Wenn Menschen in unserer Partnerstadt die Existenzgrundlage genommen wird, mein Gott, soll ich da schweigen, soll ich den Mund halten?«, fragt Schröter.

Nur einen Tag, nachdem die Nachricht ihn erreicht hatte, schrieb er selbst alarmierende Mails; an Kanzlerin Angela Merkel, SPD-Chef Sigmar Gabriel, Außenminister Frank-Walter Steinmeier, EU-Parlamentspräsident Martin Schulz. Schröter drängte sie, ihre Nahost-Politik zu verändern. Gabriel antwortete: »Zu solchen Fällen dürfen wir nicht schweigen. Menschenunwürdige oder diskriminierende Zustände müssen als solche auch benannt werden.« Schröter findet: Es reiche wirklich nicht aus, zu sagen, dass man die Dinge mit Sorge sehe.

Bislang war er es gewohnt, Applaus dafür zu bekommen, wenn er die Probleme anderer anpackte. Als die Stadt Dresden jahrelang damit überfordert war, am Jahrestag ihrer Zerstörung am 13. Februar einen geeinten Protest gegen monströse Neonaziaufmärsche zu organisieren – da schaltete Schröter sich ein. Er rief seine Jenaer dazu auf, in Bussen nach Dresden zu reisen und sich den Nazis in den Weg zu stellen. Voriges Jahr wurde Schröter nominiert für die Wahl zum »World Mayor«, zum »Weltbürgermeister«, ausgeschrieben von einer Londoner Organisation. Unter Kandidaten aus Sydney, Houston oder Seoul war Schröter der einzige deutsche Finalist. Gelobt wurde sein Einsatz gegen Neonazis – und für die Vermittlung zwischen Israelis und Palästinensern.

Inzwischen hat er offenbar erkannt, dass er mit gutem Zureden nicht weiterkommt, und sich entschlossen, Israel öffentlich und deutlich zu kritisieren. Im Nahen Osten geschehe Unrecht, sagt er. Deutschland liefere Waffen an Israel, toleriere die Besatzungspolitik. »Schauen Sie hier«, sagt er und zeigt ein YouTube-Video. Man sieht, wie ein Bulldozer einen Spielplatz in Bethlehem plattmacht. Im Bulldozer, sagt Schröter, saßen Israelis; den Spielplatz hätten Palästinenser gebaut. Schröter hat jetzt eine Agenda. »Ich bin ein einfacher Oberbürgermeister unter vielen in diesem Land, ich habe wenig zu sagen, aber ich möchte, und sei es durch Provokation, eine Debatte über die deutsche Politik im Nahen Osten anstoßen. Dafür lasse ich mich auch gerne kritisieren«, sagt er.

Jede deutsche Kommune, die eine israelische Partnerstadt hat, soll sich auch eine palästinensische suchen, dafür kämpft Schröter im Deutschen Städtetag. Sein Traum ist es, dass sich Bürgermeister aus Israel und Palästina in Deutschland näherkommen. Schröter wurde dafür kritisiert, dass ausgerechnet sein Jena nur eine Partnerstadt in der Region habe, nämlich die in Palästina. Inzwischen, immerhin, verhandele er darüber auch mit einer israelischen Gemeinde.



Freund der Palästinenser: Albrecht Schröter (l.) bei einem Besuch in Hebron

IN DER ZEIT

<p>POLITIK</p> <p>2 Macht Will er? Wird er? Wolfgang Schäuble und die Kanzler-Frage</p> <p>3 Titelthema Zäune Welchen politischen Preis zahlen wir für Zäune?</p> <p>4 Wie geht es den Syrern, die nicht fliehen wollen?</p> <p>5 Warum die Flüchtlinge nicht in Slowenien bleiben können</p> <p>6 Fremdenhass Ein Gespräch mit dem Historiker Norbert Frei</p> <p>7 Deutschland Brauchen wir ein neues Leitbild?</p> <p>8 Malediven Die Klimaflüchtlinge kommen</p> <p>11 AfD Die Radikalen radikalisieren sich</p> <p>Medien Wie der »Spiegel« 1990 die Flüchtlingskrise dramatisierte</p> <p>ZEIT IM OSTEN</p> <p>12 Thüringen Dem Jenaer Oberbürgermeister Albrecht Schröter wird Antisemitismus vorgeworfen VON ANNE HÄHNIG</p>	<p>13 Wie der linke Regierungschef Bodo Ramelow in Israel auftritt VON MARTIN MACHOWECZ</p> <p>Ostkurve VON CLEMENS MEYER</p> <p>14 Interview Was Südafrika vom deutschen Osten lernen will</p> <p>DOSSIER</p> <p>15 Doping Immer mehr Amateursportler nehmen Medikamente</p> <p>GESCHICHTE</p> <p>20 Was ist deutsch? Ein Gespräch mit dem Historiker Johannes Fried</p> <p>21 Zweiter Weltkrieg Das vergessene Schicksal der indischen Freiwilligen</p> <p>22 FUSSBALL</p> <p>DFB-Krise Ein Gespräch mit dem Beckenbauer-Freund Fedor Radmann</p> <p>WIRTSCHAFT</p> <p>23 Destiny Die Geschichte des teuersten Computerspiels der Welt</p> <p>25 Flüchtlinge Kritik an Merkel</p> <p>26 Novartis Eine Studie zu Organtransplantationen in China</p>	<p>27 Justiz Ein Telefonunternehmer zockt Strafgefängnisse ab</p> <p>28 Wucher Entlang der Balkanroute ist ein rentables Geschäft mit Flüchtlingen entstanden</p> <p>29 Frankreich Endlich hat das Land ein Energiewendegesetz</p> <p>30 Glückskurve Esprit-Gründer Douglas Tompkins über sein Leben</p> <p>32 ZEIT-Autoseite Unser Autor hadert mit seinem VW-Diesel</p> <p>33 TTIP Die deutsche Filmwirtschaft ist erfolgreicher als manche glauben</p> <p>Griechenland Das Land kann seine Reformauflagen nicht erfüllen</p> <p>34 Was bewegt ... den Unternehmer Boyan Slat?</p> <p>WISSEN</p> <p>35 Landwirtschaft Die Digitalisierung des Bauernhofs</p> <p>Ernährung Zucker und Wurst werden pauschal verdammt</p> <p>37 Tierversuche Forscher beginnen damit, ihre Methoden öffentlich zu rechtfertigen</p>	<p>38 Medizin Engpass bei Impfstoffen</p> <p>Umwelt In Indonesien brennen die Wälder</p> <p>39 Grafik Verpackungsmüll</p> <p>40 Musik Gibt es das angeborene Talent fürs Klavierspielen doch?</p> <p>43 KINDERZEIT</p> <p>Halloween Wie erzählt man eine richtig gute Gruselgeschichte?</p> <p>FEUILLETON</p> <p>45 Gesellschaft Was passiert, wenn sich rechte Protestbewegungen und konservative Eliten verbünden?</p> <p>46 Flüchtlingskrise Gerät die Demokratie in Gefahr?</p> <p>47 Jazz Ein Gespräch mit dem Musiker Coco Schumann</p> <p>48 Fernsehen Die US-Serie »Hemlock« spielt jetzt in Berlin</p> <p>49 Politisches Buch Willy Brandt/Helmut Schmidt »Der Briefwechsel«</p> <p>50 Klassiker »Asterix – Der Papyrus des Cäsar«</p> <p>51 Biografie Tilmann Lahme »Die</p>	<p>Manns. Geschichte einer Familie«</p> <p>52 Kanon des jungen Jahrhunderts (4)</p> <p>54 Kunst Zwei vergessene Starmaler aus Hollands Goldenem Jahrhundert sind neu zu entdecken</p> <p>55 Oper Bert Neumanns letztes Bühnenbild zu Beethovens »Fidelio«</p> <p>56 Kunstmarkt Hinterglasmalerei</p> <p>57 Ausstellung Ein Zürcher Museum zeigt, wie man respektvoll mit fremden Kulturen umgeht</p> <p>58 Video Drakes neuer, hypermännlicher Tanzstil</p> <p>59 Pop Das Album »Jagged Little Pill« erscheint in einer Neuauflage</p> <p>60 GLAUBEN & ZWEIFELN</p> <p>Familiensynode Am Ende ein Kompromisspapier</p> <p>REISEN</p> <p>61 Schottland Eine neue Autoroute schlägt einen Bogen um den Norden</p> <p>63 Hotelttest Das Qvest in Köln</p> <p>65 Hessen Eine Pilgeroute auf den Spuren von Martin Luther</p>	<p>66 Klangreise Der Musiker Christian Zehnder sammelt Echos</p> <p>CHANCEN</p> <p>Spezial IT & Telekommunikation</p> <p>67 Beruf: YouTuber Dagi Bee und Lars Paulsen über Ruhm, Kommerz und schwärmende Teenager</p> <p>68 Hacker Wie Computerexperten Firmen helfen, Angreifer aus dem Netz abzuwehren</p> <p>69 Werte Eine Charta für den Umgang von Mensch und Maschine</p> <p>Aussichten Welche Jobs besonders gesucht sind</p> <p>70 Digitale Universität Hochschulen setzen online auf kleine Kurse</p> <p>71 Elite Sollte die Exzellenzinitiative verändert werden? Ein Pro & Contra</p> <p>50 IMPRESSUM</p> <p>81 LESERBRIEFE</p> <p>82 ZEIT DER LESER</p> <p>Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im »Premiumbereich« von ZEIT ONLINE unter www.zeit.de/audio</p>
--	---	---	--	---	---

Foto: Karina Hesel/Infomag (l), privat (r)

Bodo Ramelow sieht sich als Israels großer Freund. Nun reist er durch das Land. Auch, um seine Partei zu widerlegen **VON MARTIN MACHOWECZ**



Bodo Ramelow ist seit elf Monaten als erster Linker Ministerpräsident in Thüringen

Gleich am ersten Abend seiner Reise nach Israel, um 22:52 Uhr Ortszeit, geht Bodo Ramelow das Herz über. Thüringens Ministerpräsident sitzt in Reihe eines Tel Aviv Konzertes, vor ihm ein Orchester junger Musiker aus Jerusalem und Weimar – es ist eines dieser Projekte, von denen es in Ankündigungsreden verlässlich heißt: »Musik kann Brücken bauen.«

Es verhält sich jedenfalls so, dass dieses Orchester wunderbar musiziert, Ramelows versammelte Israel-Delegation nach einem schier endlos langen Reisetag aber zunehmend mit müden Augen kämpft. Einem nach dem anderen im Saal fallen die Lider zu. Allen außer: dem Ministerpräsidenten.

Ramelow klatscht vergnügt zu Tschaiakowsky in die Hände, es vibriert sein Oberkörper, es wippt sein Kopf, es wackelt der Fuß im Rhythmus. Man wartet förmlich darauf, dass Ramelows Ehefrau, die neben ihm sitzt, endlich seine Hand ergreift und leise, beruhigend, ihm ins Ohr flüstert: »Bodo, lass gut sein! Die anderen wollen doch schlafen!«

Wenn alles schläft, aber der Regierungschef lacht, dann kann das nur bedeuten: Hier ist einer am Ziel, hier ist einer in seinem Element, hier ist einer da, wo er wohl hingehört – Bodo Ramelow, Thüringens Regierungschef, versöhnt gewissermaßen endgültig Deutsche und Israelis miteinander, und wenn auch nur im Rahmen einer Orchesteraufführung. Versöhnt ist, in dieser Minute, auch Bodo Ramelow mit seiner Welt. Ja wohl, dieser Mann sieht zufrieden aus.

Die vergangenen Tage, von Sonntag bis zum Donnerstag, hat Bodo Ramelow in Israel verbracht – seine erste Auslandsreise als Premier. Es konnte, sagt Ramelow, für ihn gar kein anderes erstes Reiseziel geben. Aus drei Gründen, mindestens.

Ramelow fährt, erstens, nach Israel, weil es seiner Persönlichkeit, seinen Leidenschaften entspricht. Er setzt sich seit Jahren ein für jüdisches Leben in Thüringen und Deutschland, für die Aufarbeitung des Holocaust, für die Interessen Israels, und das erkennbar nicht aus Koketterie: Für ihn, den Protestanten, ist es eine christliche Mission. Ramelow reist, zweitens, hierher, da es zu seiner polit-ikonografischen Agenda passt: Seit seinem Amtsantritt als Premier feilt er daran, den perfekten Staatsmann zu geben – und ehrlich, wo kann ein deutscher Politiker staatsmännischer auftreten als in Tel Aviv und Jerusalem, wo es stets gleich um alles geht, um die große Schuld, die große Geschichte, die große Versöhnung?

Drittens schließlich ist Bodo Ramelow nach Israel gefahren, weil man damit herrlich ein Zeichen setzen kann, wenn man Mitglied der Linkspartei ist. Die Linke pflegt, sagen wir, kein unkompliziertes Verhältnis zu Israel. Nicht wenige Linke sind in der Art, wie sie ihre Kritik an Israels Umgang mit den Palästinensern äußern, schon gefährlich nah am Antisemitismus entlangeschrammt. Ramelow geht diese Seite seiner Partei gegen den Strich. Nach innen will er seinen Parteifreunden deshalb sagen: Hört mal her, so geht das nicht! Die Botschaft nach außen, indes, sie lautet: Passt mal auf, ich bin ganz anders!

Und so zeigt sich im Lauf dieser Woche, dass er seine Reise explizit als deutsch-israelische Exkursion angelegt hat. Nichts soll danach aussehen, als wolle sich der Linke, der Deutsche, in den Nahost-

konflikt einmischen. Es gibt keine Besuche im Westjordanland oder in Ramallah, wo etwa Hessens Ministerpräsident Volker Bouffier (CDU) gerade noch unterwegs war. Ramelow will deutsch-israelische Freundschaft pflegen, und nur das. Lediglich kurz vor Abreise gab er jenen, die in Thüringen mit Uneindeutigkeiten Israel gegenüber aufgefallen sind, noch eine Watsche mit: So dem Jenaer Oberbürgermeister Albrecht Schröter, der Kritik am angeblichen »Besatzstaat« Israel geübt hatte. »Ich weiß nicht, woher ein Oberbürgermeister aus Thüringen diese Weltsicht hernimmt«, sagte Ramelow über das prominente Mitglied seines Regierungspartners SPD (siehe Text links). Ein Linker maßregelt einen Sozialdemokraten, weil der zu hart zu Israel gewesen sei: Das gibt es nur bei Ramelow.

All das ist vor Ort, in Tel Aviv, dann aber weit weg. Begeistert twittert Ramelow lieber gleich am ersten Morgen Strandblick-Fotos, aufgenommen von seinem Zimmer im obersten Stock des Sheraton-Hotels. Ein bisschen eitel, ein bisschen Sonnenschein! König Bodo im Gelobten Land. So klein ein Thüringer Ministerpräsident, aus israelischer Sicht, auch wirkt: So groß wirkt der Ministerpräsident, von Thüringen aus betrachtet, in Israel!

Ramelow trifft Politiker in der Knesset, Wissenschaftler an der Uni, Firmenchefs in ihren Unternehmen. Er spricht mit Überlebenden des KZs Buchenwald, immer wieder, 2015 jährt sich zum 70. Mal die Befreiung dieses Konzentrationslagers nahe Weimar. Und natürlich besucht er die bedeutendste Holocaust-Gedenkstätte Jad Waschem, wo er in der Halle der Erinnerung einen Kranz niederlegt. In Jad Waschem erlebt man eine besonders eindrückliche Szene: Naftali Fürst, der als Kind die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald überlebte, nimmt Ramelow zur Seite, zeigt ihm jenes weltberühmte Foto, das von US-Soldaten aufgenommen wurde, als die Buchenwald 1945 befreiten. Ausgemergelte Insassen, auf den Holzpritschen liegend, in letzter Minute gerettet. Der da oben rechts, sagt Naftali Fürst zu Ramelow – der da oben rechts bin ich. Und in Ramelows Augen steigen Tränen.

Er ist häufig gerührt in dieser Woche, aber – auch wenn ihm sonst hin und wieder vorgeworfen wird, allzu oft ergriffen zu sein vom eigenen Pathos –, diesmal ist nichts gespielt. In Israel muss er den bewegten Bürger, den mitfühlenden Staatsmann, nicht geben – dort ist er es. Er schwebt mit Ernst und Empathie durch dieses Land, aber es ist angemessen so, natürlich. 2015 ist das 50. Jubiläum der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen (West-)Deutschland und Israel, für Ramelow ein guter Anlass, aber natürlich auch ein Nachteil: Er ist nur einer von sehr vielen. Es besuchen in diesen Monaten dermaßen viele offizielle deutsche Reisegruppen diesen Staat, dass der Botschafter der Bundesrepublik in Tel Aviv für seine Leute eine Art Urlaubssperre verhängt hat. Alle Botschaftsmitarbeiter werden gebraucht, um die vielen Ministerpräsidenten, Bundesminister, Bundestagsausschüsse durchs Land zu geleiten. Allein in Ramelows Besuchswoche halten sich zehn Delegationen hier auf; parallel tourt etwa auch Bundeswirtschaftsminister Sigmar Gabriel (SPD) durch Israel.

Wird Ramelow denn angesprochen auf seine Partei, die Linke, und ihr Verhältnis zu Israel in den politischen Gesprächen? »Nein«, sagt er, »um ehrlich zu sein: nie. Eher werde ich von meinen

Gesprächspartnern gefragt, ob wir ein Selfie zusammen machen können.« Auch nach Pegida und all deren Schwesterbewegungen, die in Ostdeutschland gerade grölend über die Straßen ziehen, frage niemand. »Pegida sprechen wir von uns aus an«, sagt Ramelow. »Wir versichern, dass wir dort genau hinschauen, dass wir ein Auge drauf haben.« Viel mehr jedoch interessiere die Israelis, wie Deutschland, wie Thüringen sich in der Flüchtlingsfrage verhalte. »Hier in Israel ist man umgeben von Konflikten und Kriegen«, sagt Ramelow, »man kann von Israel aus nach Syrien schauen, man ist an jeder Stelle ganz nah am Rand kriegerischer Auseinandersetzungen, man ist im Brennpunkt des Geschehens. Die Israelis verstehen schon lange die Zusammenhänge, die wir Deutschen erst noch begreifen müssen.«

ANZEIGE

REWE

Besser leben.

GEMEINSAM TELLER FÜLLEN

vom 02. bis zum 14. November 2015.

Helfen Sie mit, die lokalen Tafeln zu unterstützen: mit dem Kauf einer mit Lebensmitteln gefüllten Spendentüte.

Bereits seit 1996 unterstützt REWE die lokalen Tafeln mit regelmäßigen Lebensmittelspenden. Und auch Sie können mithelfen – ganz einfach bei unseren Aktionswochen „Gemeinsam Teller füllen“:

1. Gepackte Spendentüte nehmen
2. Mit 5 Euro an der Kasse bezahlen
3. Spendentüte in die Sammelstelle im Markt legen
4. Wir geben Ihre Spende an die lokalen Tafeln weiter

Zusätzlich spendet REWE 40.000 Lebensmittelütten.

Mehr zu unserem umfangreichen nachhaltigeren Engagement finden Sie unter rewe.de/nachhaltigkeit

Spendentüte

5,00

OSTKURVE

Genosse Tito

Das Haus der Blumen. Dort liegt Tito. Unter einem Block aus Marmor. Es gibt Legenden, dass er gar nicht da wäre, dass man ihn heimlich woanders gebettet hätte, Tito ist nicht zu Hause, wird geflüstert. Aber natürlich liegt er in dem Mausoleum, in seinem Grab aus Stein. Die Filmaufnahmen seiner Beerdigung wurden aus Pietätsgründen unterbrochen, als man den Körper dort bettete. Und so beginnen und enden die Legenden. Große Fotos der Zeremonie an den Wänden, Honecker steht vor Helmut Schmidt, Genscher ist auch da, Gaddafi mit schwarzer Sonnenbrille. Seltsame, vergangene Zeiten, die plötzlich auftauchen in Belgrad, der weißen Stadt. 1980, da war ich gerade mal drei Jahre alt.

Und im Oktober 2015 sitze ich an Titos Schreibtisch und schreibe ins Gästebuch.

»Lieber Kamerad und Genosse Tito«, beginne ich, weil ich sehe, dass die meisten Einträge ähnlich beginnen. Wie meistens ist nichts einfach und nur schwarz-weiß in der weißen Stadt. Auf dem Nachbargrundstück befindet sich Titos alte Residenz, in der auch Milošević residierte, deswegen schlugen dort 1999 die Nato-Bomben ein. Und Marshall Tito, der einst die Nazis bekämpfte mit seiner großen Partisanenarmee, lag unterm zitternden Marmorblock nebenan, als die Erde wieder bebte.

Und später in einer Kneipe in Belgrads Hauptbahnhof diskutieren wir mit dem Wirt über gestern und heute und trinken Rakija, als gäbe es kein Morgen. An den Bahnhofswänden hängen noch die Zettel und Wegweiser mit arabischer Schrift, aber Flüchtlinge sehen wir keine. Die Routen führen nicht mehr durch Belgrad, berichtet der Wirt. Ob es Probleme gab mit den Zehntausenden, fragen wir.

Nein, sagt der Wirt, alle haben versucht zu helfen. Immer wieder kommen Kinder an unseren Tisch und betteln um Geld. Flüchtlinge oder Zigeuner oder beides? Darf man überhaupt noch Zigeuner sagen? So spinnen sich die Gedanken von Belgrad nach Deutschland und zurück. Später fahren wir auf die Zigeunerinsel, Ada Ziganlija, aber auch dort keine Wohnwagen, keine Feste mit Musik und Lagerfeuer, wie man sich das so vorstellt nach einigen Rakija.

»Lieber Kamerad und Genosse Tito, die Welt ist seltsam und dunkel, aber das war sie sicher schon immer. Danke, dass du die Nazis besiegt hast...«

Und was ist eigentlich los an unserer Heimatfront in Sachsen und anderswo? Werden dort noch die Galgen durch die Straßen getragen, wird Lügenpresse-Propaganda rausgebrüllt? Bloß gut, dass wir in Belgrad sind, wir wollen trinken und feiern und gut essen. Im Club der Schriftsteller, dem Klub Knjievnika, lassen wir den Abend ausklingen.

Dort saß schon der große Ivo Andrić mit seinen Kollegen. *Zivjeli!*, rufen wir. Auf das Leben!



Clemens Meyer, geboren 1977, Schriftsteller, lebt im Osten Leipzigs

Foto: Martin Schmitt/picture-alliance dpa (M), Omri Mironi/FEK (O), Gaby Geister (G)